Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 12

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Europas geistige Quellen

Gerd-Klaus Kaltenbrunner und sein Werk «Europa»

In der Diskussion darüber, was denn eigentlich unter Konservatismus als einer Lebenshaltung, Philosophie und politischen Praxis zu verstehen sei und inwieweit der Konservatismus ein schöpferisches Prinzip für heute wie für morgen heissen dürfe, haben einige Arbeiten von Gerd-Klaus Kaltenbrunner im deutschsprachigen Raum ohne Frage kanonischen Rang. Das gilt einmal von den beiden Sammelbänden *«Rekonstruktion des Konservatismus»* (1972) und *«Konservatismus international»* (1973), deren Beiträge vieler Autoren (u. a. Hans-Joachim Schoeps, Erich Gruner, Armin Mohler, Hans Kühner, Walter Nigg, Thomas Molnar, Alois Dempf) sich mit den Grundlagen und der Geschichte des Konservatismus befassen, Gestalten und Probleme zeigen, Zusammenhänge und Gegensätze aufdecken und Ausblicke öffnen. In seinem Buch *«Der schwierige Konservatismus»* (1975) hat dann Kaltenbrunner in definitorischen Klärungen, theoretischen Erörterungen und Porträts von Konservativen eine fundierte Theorie des prospektiven Konservatismus als eine konservative Theorie überhaupt entfaltet; Formeln sind aufgeklärter Konservatismus und rationale Rechte, basierend auf einer realistischen Anthropologie und einer politischen Ökologie.

Um dem Gebot einfacher Anschaulichkeit zu genügen, hat Kaltenbrunner hier in die konzise Theorie auch ein paar Stichworte dazu aufgenommen, was sein Konservatismus nun einmal nicht ist: keine Sentimentalität, keine Vorliebe für Altertümer, kein Fetischismus der Vergangenheit; weder Erneuerung vortechnischer Verhältnisse noch betuliche Pflege harmlos schöngeistiger kultureller Reservate; nicht Autoritarismus und nicht Antiliberalität; weder die übliche spiessbürgerliche Meinungssicherheit des Reaktionärs noch ein Ressentiment auf die Gegenwart aus Zivilisationsmüdigkeit oder Innovationsfurcht. Dagegen: sich auf die Seite der notwendigerweise unvollkommenen bürgerlichen Demokratie schlagen gegen die Arroganz der Vormünder in den Parteibürokratien; konkrete Ziele und Aufgaben (wie Drosselung des individuellen Autoverkehrs, des Lärms in den Städten, Schutz der Natur, soziale Gerechtigkeit, Wohlfahrt) bedenken; die (relative) Berechtigung gegnerischer Standpunkte erwägen; Klarsicht gerade auch dem wuchernden Fortschritt gegenüber; Arbeit für Wandel in einer von Widersprüchen, Konflikten und Krisen strotzenden Welt; neben dem Machen und Machenwollen Respekt vor Herkommen, organischem Wachstum und spontaner Verwandlung. Kaltenbrunners Konzept eines aufgeklärten Konservatismus stösst einerseits gewiss manchen «Konservativen» ab. Anderseits hält es Zugänge frei zu scheinbar entgegenge-

setzten Positionen und Richtungen. Es ist ein offenes Konzept.

Kaltenbrunner war von Wien, in dessen Nähe er aufgewachsen war und wo er studiert und in seinen frühen Zwanzigerjahren seinen Marxismus abgeleistet hatte, nach München gezogen, arbeitete dort als Lektor und hoffte, einmal einen eigenen Verlag zu führen. Um für seine Stimme eines aufgeklärten Konservatismus aus Verantwortung eine Tribüne und ein festes Forum zu haben, gründete er 1974, in seinem 35. Jahr, im Verlag Herder (Freiburg) das Taschenbuchmagazin *«Initiative»*. Seither wohnt er in Burg-Kirchzarten (Schwarzwald). Die ersten fünfzig Nummern erschienen jeden zweiten Monat; seit 1983 kommt die *«Initiative»* vierteljährlich heraus und vereinigt jeweils etwa sieben bis zehn Aufsätze zu einem bestimmten Schwerpunktthema. Titel der bisherigen Taschenbücher waren zum Beispiel: *«Plädoyer für die Vernunft»*, *«Sprache und Herrschaft»*, *«Das Gehäuse des Menschen»*, *«Was ist reaktionär?»*, *«Die Pillenpest»*, *«Nestwärme in erkalteter Gesellschaft»*, *«Schmarotzer breiten sich aus»*, *«Warum noch lesen?»* Die Auflage liegt bei 10 000.

Das Taschenbuchmagazin mit intellektuellem Anspruch, das jetzt *«Initiative»* heisst, sollte zuerst nach Kaltenbrunners Idee den Namen *«Antigone»* tragen. Kein Name kam ihm angemessener vor als der dieser Rebellin und Konservativen, die gegen die Vulgarität der wachsenden Verachtung von Werten in Lauterkeit unerschrocken für Würde und Ehrenhaftigkeit ankämpft; sie hält eine Ordnung heilig, die vor der allgemeinen Gedankenlosigkeit und vor der Anmassung der Staatsräson liegt. Antigone ist für Kaltenbrunner Gestalt und Gleichnis der konservativen Humanität wie der konservativen Tragik: *«Sie verkörpert in ihrem Wesen das scheinbar paradoxe Ineinander von Ehrfurcht und Empörung, von Pietät und Aufruhr, von Zartsinn und Pflichtbewusstsein, von Anhänglichkeit und Widerstand, wobei immer das eine im andern mitenthalten ist. Sie bedeutet auch, dass der wahre Konservative im Ernstfall dazu verurteilt ist, ein Revolutionär sein zu müssen.»*

Diese Sätze stehen im jüngsten Buch von Gerd-Klaus Kaltenbrunner, im Sophokles-Essay von *Band 2* seiner auf drei Teile von je rund vierhundert engbedruckten Seiten angelegten personalen Geistesgeschichte *«Europa»*. Deren Untertitel lautet: *«Seine geistigen Quellen in Porträts aus zwei Jahrtausenden.»* [1] Hier greift der Promachos eines philosophischen und politischen Umdenkens als Synthetiker in das europäische Gestern und Heute hinein. In monographischen Essays im Umfang von wenigen bis zu zwanzig Seiten bleibt Kaltenbrunner der zeugerischen Wirkkraft von Ideen auf der Spur. Er deckt Anregungen, Anstösse auf, die von Einzelnen ausgegangen sind und nun in vielfältiger Verbindung Neues schaffen, zeigt Prognosen, Inspirationen, die entgrenzt und schöpferisch wie das Leben der Gegenwart dienen. Indessen vermittelt er nicht bloss Sachwissen unter übergreifenden Gesichtspunkten, sondern meistert auch die literarische Kunstform des Essays.

Das ganze dreiteilige Werk *«Europa»* soll einmal insgesamt etwa zweihundert Porträts zusammenschliessen. *Band 1* (Glock und Lutz, Nürnberg

1981) begann mit Epikur, Mark Aurel, Hildegard von Bingen, Thomas von Aquin, Niccolò Machiavelli, Thomas Morus und schloss mit Arnold J. Toynbee, Martin Heidegger, Josef Weinheber, Jakob Moreno, Adolf Portmann, Arnold Gehlen. *Band 2* (Glock und Lutz, Nürnberg 1983) hebt an mit Sophokles, Sokrates, Alexander, Vergil, Maecenas, Mani und endet mit Anna Achmatowa, Ernst Jünger, Herbert Marcuse, Julius Evola, Mircea Eliade, E. M. Cioran. Mit solchen Pylonen ist der ausgreifende Blick wenigstens angedeutet, der dieses europäische Pantheon entworfen hat. Ein umfassendes historisches wie philosophisches Wissen steht Kaltenbrunner in völliger Sicherheit jederzeit zur Verfügung; sein Geschichts- und Gegenwartsverständnis verwandelt es in freudiges Leben. Die Alte Welt bleibt dem Autor zwar teuer, wie man sieht; doch scheint ihm der Taoismus die Richte des Lebens zu sein. Sein Menschenbild entspricht dem des Sophokles: *«Das Furchtbare, das Ungeheuerliche ist ein Wesensmerkmal menschlicher Existenz, unabhängig von Schuld und Sühne, Güte und Bosheit, Sitte und Laster. Furchtbar, ungeheuerlich, erschreckend kann nicht nur ein Verbrecher sein, sondern auch ein Liebender, ein Heiliger, ein um die Erlösung vom Bösen bis zum Tode ringender Märtyrer.»* Kultur wie Religion (beides im ursprünglichen Sinne verstanden) fordern, dass *«der Lärm der Lebenden das Flüstern der Toten nicht übertönt»*.

Kaltenbrunner ist ein schöpferischer Leser. Lesend verwandelt er sein Erleben, erlebend steigert er sein Lesen. Von Büchern ist denn auch in Fülle die Rede. Präsenz und Abrufbarkeit gespeicherter Lektüre deutet der folgende Satz im Essay über Alfred North Whitehead an: *«Und wer weiss schon, dass das von Herbert Marcuse in die westliche ‚Kulturrevolution' eingebrachte Schlagwort von der ‚Grossen Weigerung' sich bereits in einem 1925 erschienenen Buch von Whitehead findet, in dessen Kontext es allerdings keine umstürzlerisch-anarchistische Bedeutung hat?»* Gern geht er, ein dichterisch lebender Mensch, von der persönlichen Beziehung zu einer darzustellenden Figur aus; er schiebt Autobiographisches ein, umreisst knapp und treffend den Umkreis zu Daten. Unbekannten, Abgelegenen, Vergessenen gönnt Kaltenbrunner besondere Wärme. In Anekdoten erkennt er Abkürzungen eines Charakters, manchmal sogar eines Lebenslaufs. Selbständigkeit der Optik belegt der Satz, der den Text über Augustinus einleitet: *«Man sollte einmal eine Weltgeschichte der Bekehrungen schreiben, insbesondere die geschichtliche Entfaltung Europas unter dem Gesichtspunkt der Konversion betrachten.»* Komik gedeiht ebenfalls, so etwa, wenn im Essay über Paul Lafargue (den Mann von Laura Marx) dessen Schrift *«Le Droit de la Paresse. Réfutation du ‚Droit au Travail' de 1848»* mit gelassener Ironie vorgestellt wird. Ein Autor von Geist und Biss, meint Kaltenbrunner auch mit den Bänden von *«Europa»* einen Lebensentwurf, wenn er durch die Enthüllung der linearen Zeit als Dauer zum Mitdenken auffordert.

Dominik Jost

[1] Europa. Seine geistigen Quellen in Porträts aus zwei Jahrtausenden. Glock und Lutz Verlag, Nürnberg. Band 1: 1981, Band 2: 1983.

Heinrich Wölfflin

1945, kurz nach seinem 81. Geburtstag, ist Heinrich Wölfflin gestorben. Bis 1934 hat er in Zürich als Kunsthistoriker gelehrt, aber die grosse Zeit seines Lehrens waren die Professuren in Berlin (1901–1912) und München (1912–1924). Geblieben ist sein Hauptwerk: *«Kunstgeschichtliche Grundbegriffe»;* es ist 1915 erstmals erschienen und hat 1979 die 16. Auflage erreicht. Von seinen übrigen Büchern ist gegenwärtig nur noch «Die klassische Kunst» – eine Einführung in die italienische Renaissance – nicht vergriffen. Nun hat *Joseph Gantner,* Wölfflin-Schüler und einer seiner Nachfolger auf dem Basler Lehrstuhl für Kunstgeschichte, eine mehr als fünfhundert Seiten umfassende Auswahl aus den *Briefen und Tagebüchern* herausgegeben[1]. Die Zahl derer, die *«noch eine Erinnerung an Wölfflins glanzvolle Vorlesungen bewahrt»* haben und die aus seinen persönlichen Schriftstücken *«den aus weiter Ferne herübertönenden Klang des gesprochenen Wortes»* vernehmen – so Joseph Gantner in seinem Vorwort –, dürfte nur noch gering sein. Was sollen solche privaten Dokumente uns anderen? – das mag man sich um so eher fragen, als Wölfflin keineswegs im Hinblick auf eine Veröffentlichung seiner Korrespondenz geschrieben hat und einem solchen Vorhaben selbst *«völlig abgeneigt»* gewesen sein soll. Meine Skepsis jedenfalls wuchs noch, als ich dem Vorwort des Herausgebers entnahm, er und ein Bruder Wölfflins hätten alles *«zu Familiäre und Intime»,* was immer das heisst, getilgt, so dass zum Teil nur einzelne herausgelöste Abschnitte oder gar Sätze gedruckt werden konnten. Und ärgerlich scheint mir auch, dass offenbar interessante Briefe und Tagebuchpartien nicht aufgenommen wurden, weil sie anderwärts – und sei es noch so entlegen – früher schon einmal veröffentlicht worden sind.

Und da war ich, trotz solchem Vor-Urteil, eben doch gefesselt. Mit zunehmendem Interesse folgte ich diesen Dokumenten, die Joseph Gantner zusammengetragen und zu einer Art Biographie in Selbstzeugnissen zusammengestellt hat (eine autobiographische Notiz Wölfflins ist der Sammlung vorangestellt). Es ergibt sich *«das ganz unmittelbare Bild des Lebens, des Charakters, der Aufgaben und der Stimmungen eines Mannes, der ... durch die Überzeugungskraft seiner wissenschaftlichen Lehre weit über die Kunstgeschichte hinaus dem gesamten Gebiet der Geisteswissenschaften neue Impulse verliehen hat»* (Joseph Gantner). Darin mag das Fesselnde dieser Lektüre begründet sein: dass man einer zweifellos bedeutenden Persönlichkeit begegnet, dass man einem überaus prominenten und erfolgreichen Menschen nahe kommt, der darunter gelitten hat, dass er als unnahbar galt. Dabei steht weniger die Entwicklung seiner Ansichten und Theorien, die Entstehungsgeschichte seiner Bücher im Vordergrund. Die Tagebücher enthalten kaum mehr als stichwortartige Konzepte und Dispositionen; wissenschaftliche Auseinandersetzung ist in den Briefen selten.

Schon eher – aber auch dies nur bruchstückhaft – entsteht ein Bild der

Zeit, in der dieser Mensch lebt, und ebenso auffällig ist oft, wie er nicht in ihr zu leben scheint. Aufmerksam und kritisch verfolgt Wölfflin Ausbruch und Verlauf des Ersten Weltkrieges: *«Man wundert sich nur, dass die Leute nicht entsetzter dem Kommenden entgegensehen»* (31. Juli 1914); *«Was man jetzt schon erlebt, wie die Mediokrität frech das Haupt erhebt und das ‚deutsche Gemüt' anstelle des mühsam erreichten Qualitätsgefühls setzen will, lässt die Zukunft nicht im rosigsten Licht erscheinen»* (18. Dezember 1914); *«Die Schweiz gewinnt jetzt eine ganz neue Bedeutung, und es ist mir ein tröstlicher Gedanke, dass eine solche Insel existiert. Vielleicht wird man dort einmal den letzten ‚Europäer' in Europa finden, wenn alle andern Nationen den leidenschaftlichen Nationalismus auf die Fahnen geschrieben haben»* (6. Mai 1915). Dagegen – abgesehen von einer Ahnung des *«hereinbrechenden Sturms»* im Jahre 1931 – keine entsprechende Äusserung zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg. Hat der Aristokrat Wölfflin schon 1918 resigniert *(«Die ‚Kunst für Alle' ist mir nie als eine wirkliche und mögliche Sache vorgekommen»)*? Hat er sich 1924 mit dem Wechsel von München nach Zürich auch vom Weltgeschehen distanziert? Bewahrheitet sich der schon vom 21jährigen zitierte Satz: *«Je mehr man vorschreitet im Leben, um so mehr wird man auf sich selbst zurückgewiesen»?*

Das jedenfalls, dieses *«Ich selbst»*, ist das Hauptthema von Wölfflins Aufzeichnungen überhaupt. Nicht in unangenehmer Ich-Bezogenheit und Überheblichkeit, davor bewahren ihn bis zuletzt seine Zweifel. Es gibt den Stolz über Erreichtes, über Erfolg und Ehrung. Es gibt auch die Empfindlichkeit, und sei es nur darüber, dass man seinen Geburtstag übersehen hat. Im Zentrum aber steht die nie abschliessend beantwortete Frage nach dem richtigen Weg des Lebens, nach dem Sinn seines Tuns. Einer, dem alles in den Schoss zu fallen scheint: Förderung durch eine bedeutende Familie, materielle Unabhängigkeit, beruflicher Erfolg (Doktorexamen mit 22 Jahren, mit 29 ist Wölfflin bereits Nachfolger Jacob Burckhardts auf dessen Basler Lehrstuhl) – dieser früh Gereifte erscheint in seinen Tagebüchern und Briefen als immerfort Suchender, und es ist mehr als Koketterie, wenn er erklärt, sein Doktorexamen machen zu wollen *«nicht, um meine Studien abzuschliessen, sondern um sie zu beginnen»*. Noch der 73jährige bezeichnet als seine Maxime der Selbsterziehung: *«Gib acht auf das, was du nicht bist, und bemühe dich nach Möglichkeit, dich zu vervollständigen.»* Der Student im ersten Semester verkündet den Eltern ausführlich seinen *«Lebensplan»*. Vierzehn Tage später berichtet er verzweifelt, wie Jacob Burckhardt seine hochfliegenden Pläne *«mit praktischen, prosaischen Reflexionen»* zerrissen habe. Die Unsicherheit gilt der Studienrichtung, wobei Physik ebenso erwogen wird wie Philosophie, und der berühmte Kunsthistoriker wird später erklären können, dass er nie eigentlich Kunstgeschichte studiert habe. So gefestigt die Persönlichkeit zu sein scheint, wenn wir uns an die glanzvolle Biographie halten, so schwankend in den Entscheidungen, so unsicher erscheint uns dieser Mensch bei näherer Kenntnis dessen, was ihn beschäftigt hat. Monatelang dauert das Hin und

Her mit Absagen und neuen Bitten um Bedenkfrist, mehr als 20 Tagebuchseiten füllt er mit dem Abwägen der Vor- und Nachteile, bis er endlich den Ruf nach München annimmt. Voll positiver Erwartungen zieht er zwölf Jahre später nach Zürich, und schon kurz darauf beklagt er sich über die mangelnde Grösse in der Schweiz: *«Ich begreife jetzt auch, wie C. F. Meyer... zu seinem Pathos kam: die Demokratie hat die grossen Theaterfiguren bei ihm hervorgetrieben als natürliche Reaktion.»* Und war denn eher Deutschland seine geistige Heimat oder Italien? das Land Dürers oder das Raffaels und Michelangelos? Die oft berufene goethesche Synthese von Südlichem und Nordischem wird Wölfflin nicht unverkrampft zuteil. Marées und Böcklin stehen ihm näher als Manet, der *«dem Auge mehr, aber der Seele weniger»* gibt. Der frühen Einsicht in den *«alten Fluch unseres Geschlechts ..., dass man den Augenblick nicht nützt, das Vorliegende nicht geniesst, sondern nur nach dem Fernen sich sehnt»*, entspricht es, wenn der Alternde sein Handeln begründet mit der *«ewigen Unrast dessen, der nirgends eine Heimat hat»*.

In der Mitte des Lebens stellt sich Wölfflin die Frage: *Wir studieren immer die Formen, in die sich der Lebensinhalt ergossen hat – aber kennen wir denn diesen Inhalt selber?»* Auch seine Tätigkeit als Kunstwissenschaftler und Hochschullehrer überhaupt bezieht er in seine Zweifel ein. Hat er Leben und Natur nicht immer nur vermittelt kennengelernt und das Vermittelte wieder vermittelt? Gewiss, er scheint der begnadete Redner gewesen zu sein. Vorlesungen und Vorträge hielt er ohne Manuskript und – wie wir aus den Notizen über Antritts- und Abschiedsreden schliessen können – mit viel Sinn für effektvolle Inszenierung vor bis zu 1000 faszinierten Hörern. Aber auch da sagt er sich schon früh: *«Diese Art Reden geht mir zu leicht vom Munde.»* Während er seine frühen wissenschaftlichen Arbeiten anscheinend mühelos schrieb, schleppen sich später die Buchprojekte über Jahre dahin. Hätte er nicht selbst Künstler sein, malen oder dichten können? Offenbar gab es Pläne für einen Künstlerroman. Manche Briefstelle wird zum poetischen, farbintensiven Bild, und das Tagebuch enthält sprachlich skizzenhafte Entwürfe:

«Ronco. Dorf hoch über dem See. Sonntag Nachmittag. Lustiges Gebimmel von weit her vernehmlich. Auf dem Kirchplatz gegen den See hin sitzen Männer, frei bewegt, nicht das deutsche Hocken einer neben dem andern wie Vögel am Spiess. In der Kirche Orgelspiel. Walzer.

Wir gehn gegen den Chor hin, um Altarbild zu sehn, zurückwendend erblicken wir das schönste Bild der Welt. Unter der offenen Tür ein junges Mädchen, blühend mit lockigem Goldhaar ein Kind auf dem Arm, sieht uns schüchtern staunend und grüssend an. Daneben im Dunkel alte Frau, die brennende Kerze vor sich hinhält, die rotes Licht über das gelbe Gesicht haucht.

Die Musik gebärdet sich immer toller, trotzdem der Spieler ein pedantischer Schullehrer mit langem Schopf.

Wir gehn hinaus. Blick durch Nussbäume und Edelkastanien auf den See. Das schöne Mädchen kommt heraus und eilt den steinernen Stufenweg durch die Weingärten hinunter, nachdem es noch das Kopftuch zurückge-

bunden und den Rock aufgenommen.»

Dürfen wir in dem Text auch ein Bild dafür sehen, dass Wölfflin ob seiner Hinwendung zur Kunst das Leben entglitten ist? Es ist ergreifend zu sehen, wie Wölfflin, der unverheiratet geblieben ist, seine zunehmende Einsamkeit andeutet. Die Briefe an die dreissig Jahre jüngere ehemalige Münchner Studentin Clara Snellmann lassen über das sonst nicht übliche Du hinaus eine emotionale Bindung ahnen, eine Sehnsucht des «Unnahbaren» nach menschlicher Nähe. Der sonst gewissenhafte Kommentar des Herausgebers versagt uns hier eine Auskunft. *«Mir wird der Begriff der ‚Entsagung' immer bedeutender»,* schreibt Wölfflin 1929 an Clara nach Finnland. –

«Das war immer mein Wille, Ehrfurcht zu erwecken», sagt er in seiner Münchner Abschiedsrede. Er meinte: den Kunstwerken gegenüber; aber etwas von dieser Ehrfurcht schulden wir auch diesen Aufzeichnungen und diesem Menschen.

Uli Däster

[1] Heinrich Wölfflin, 1864–1945, Autobiographie, Tagebücher und Briefe, hrsg. von Joseph Gantner, Basel/Stuttgart 1982 (Verlag Schwabe & Co. AG).

Die schwierige Synthese von Kunst und Engagement

Zu Otto F. Walters neuem Roman [1]

Immer noch spielt der neue Roman von Otto F. Walter in der imaginären Kleinstadt Jammers, und wieder auch wird er bewegt von der Sorge um unsere bedrohte Welt. Der Protagonist, Thomas Walder, ist ein alternder Schriftsteller, der soeben das Buch *«Ein Wort von Flaubert»* herausgegeben hat. Zwei junge Menschen, Ruth und Schorsch suchen ihn auf, da sie das – engagierte – Buch gelesen und für ihre Sache wichtig gefunden haben. Ihre Sache: genaue Forschungen über die Zerstörung unseres Lebensraums mit dem Ziel, eine schlafwandelnde blinde Mehrheit aufzuklären und aufzurütteln.

Zögernd und nur mit Vorbehalten lässt Walder sich gewinnen; es ergibt sich der Kontakt mit der Arbeitsgruppe, eine Liebesgeschichte auch, die freilich immer verwoben bleibt mit dem politischen Anliegen; bis gegen Ende des Romans eine mutige Aktion des Widerstands sorgfältig vorbereitet wird.

Ein paar Fakten aus der Zürcher Lokalgeschichte werden abgewandelt, der Druck grosser Konzerne auf den Tages-Anzeiger, die private Herausgabe des abgelehnten Hänny-Berichtes durch die Redaktoren des «Magazins» usf. Fragen über das menschliche Zusammenleben, die Walter schon in der *«Verwilderung»* bewegten, tauchen wieder auf. Und wie dort schreibt er seine rasche, wendige Sprache, die oft nahe beim gesprochenen Wort bleibt.

Wiederum zeigt sich auch eine gewisse Schwierigkeit, dem doppelten

Anspruch von – kurz gesagt – Engagement und Kunst standzuhalten. Es gibt hier Passagen von unvergesslicher Eindrücklichkeit, vorab eine Fahrt über den Gotthard (sind unsere Autoren im Begriff, den Gotthard neu zu entdekken?), ein paar Bilder aus den archaischen Untergründen der Innerschweiz; ein schleimiger Brei der zur Unzeit über die Autobahn wandernden Lurche, ein nächtliches Stieropfer und anderes: Bilder, die den Leser mit magischer Kraft bestürzen und in den Traum verfolgen.

Öfters aber meint man, eine Art Misstrauen zu spüren, Misstrauen gegen das poetisch Schöne, gegen die eigene Begabung zu einer gleichsam schlafwandelnden Traumsprache, wie wir sie vorab aus *«Herr Tourel»* kennen. Das hängt wohl zusammen mit Walters eigener Weise, als Autor in der Welt zu sein, an deren Verhärtung er leidet und die zu bekämpfen er sich leidenschaftlich aufgerufen spürt. Nicht mit wehenden Fahnen. Wenn sein Protagonist so sympathisch wirkt, dann nicht zuletzt durch seine fast resignierte Skepsis, durch den Wunsch, an seinem Schreibtisch den inneren Bildern nachzuspüren, was alles ihm den Entschluss zum Handeln und zum engagierten Schreiben schwer fallen lässt.

Dass sich aber ein direkt engagiertes und ein künstlerisch total durchgestaltetes Schreiben nur schwer vereinen lassen, das belegt auch der jüngste Roman. Jenes drängt in die Richtung von Aufklärung und rational realistischem Sagen; und so tauchen denn auch zwischen den schönen erzählenden Passagen zuweilen dürre Stellen auf. Etwa jene Diskussionen über Umweltzerstörung, Atomprobleme, Presseunfreiheit, oder auch die Zusammenkünfte in der Zeitungsredaktion. Auch wirken einige an Ruth adressierte poetologische Erläuterungen gar sehr lehrhaft und lassen sich nur begreifen als Ausdruck von Walders/Walters festem Willen, nicht für Insider, nicht für den eigenen Clan zu schreiben.

Was aber auf formaler Ebene zuweilen auseinanderklafft, es wird zur Einheit in der Figur. Dieser Walder wehrt sich nicht nur gegen die äusseren Machtstrukturen, er bemüht sich auch redlich, die alteingesessenen Machtansprüche im eigenen Innern zu bekämpfen. Es gibt wahrscheinlich keinen von einem Mann geschriebenen Roman, der sich so sehr und so behutsam darum müht, patriarchalische Sedimente abzubauen und offen zu sein für das andere Denken und Fühlen heutiger junger Frauen. Damit aber wird auch seine Liebesgeschichte neu und bewegend und erscheint in einem wunderbaren Fluidum fast scheuer Zartheit und Ehrlichkeit.

Überhaupt ist der *«Schlafwandler»*-Roman ein ehrliches Buch; und wenn es uns berichtet, die Polizei sei eingeschritten, bloss weil sich eine Gruppe junger Menschen an tanzenden Schneeflocken freuten und mitzutanzen begannen, tönt das doch ein wenig überspitzt, so dass jeder weiss, es handelt sich um eine Metapher: Metapher einer aus dem Innersten aufflackernden Wut gegen alles, was Leben, Gefühl, Freiheit und Glückssehnsucht methodisch unterdrückt, eine Wut, die sowohl Winter, der Held aus *«Ein Wort von Flaubert»*, wie Walder, der jetzige Protagonist, sich viel kosten lassen: beide opfern sie aus Solidarität mit einer protestierenden Minderheit

die materielle Grundlage ihrer Existenz.

Winter-Walder-Walter: hier liegt die eigentliche formale Originalität des Buchs; in raffinierten Montagen, Rück- und Vorblenden wechselt es laufend die Ebenen, oft bis zur Verwirrung des Lesers. Der Lebensstoff des Romans (*«Flaubert»*) im Roman ist der gleiche wie im *«Schlafwandler»*-Buch. Die Namen wechseln, die Personen spielen analoge Rollen: alles sieht sich verteufelt gleich und ist doch wieder ein wenig anders und spinnt uns in eine Art Grauzone ein zwischen Fiktionen verschiedener Grade und der «Realität».

Daraus ergibt sich auch etwas Beängstigendes. Wird das Leben, das spontan und einmalig sein möchte, nicht laufend von der Literatur eingeholt und vereinnahmt? Jedes Gefühl, jede menschliche Beziehung scheint im *«Flaubert»*-Roman vorweggenommen, und was hier und jetzt, unter den Augen des Lesers geschieht, ist möglicherweise nur Vorwegnahme eines folgenden Romans. *«Wie werde ich heissen in deinem nächsten Buch?»*, fragt Ruth spöttisch, und man unterhält sich über mögliche Namen. Dass dieser nächste Roman für Ruth der ist, den wir jetzt vor uns haben, macht die Sache nicht einfacher.

Mit spielerischer Meisterschaft macht Walter damit auch eine Not durchsichtig, die nicht nur den betrifft, der mit Literatur zu tun hat. Eine Not, die tiefer wurzelt und die auch die Zerstörung unserer Welt, der inneren Welt, betrifft: Dass wir durch die Flut der Informationen, des Geschriebenen, Gelesenen, Gehörten alles schon zum voraus vage kennen, über alles vorausorientiert sind, und dass dieses «zum voraus» uns die Fähigkeit zum Erleben wegfrisst und die spontane Unmittelbarkeit erstickt.

Solches wird zwar nicht ausgesprochen und ist vielleicht nicht einmal beabsichtigt. Der Roman im Roman dient wohl vorab auch dazu, dem was wir hier lesen, den Stellenwert des wirklich Geschehenen zu geben. Und das ist nicht blosse Illusion; *«Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht»* wird von einer ganz realen Hoffnung bewegt. Einer Hoffnung, die, allem Wissen und Erfahren zum Trotz, in der Welt weiterlebt und junge Menschen in gemeinsamem Widerstand sich zusammenfinden lässt.

Gerda Zeltner

[1] Otto F. Walter, «Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht», Rowohlt, Reinbek 1983.

Hinweise

Schweizerdeutsch

Die Sprachwissenschaft hat mit dem grossen Wörterbuch zur schweizerdeutschen Sprache, dem Idiotikon, ein grosses, aber wohl vor allem auf die Benutzung durch Linguisten spezialisiertes Werk geschaffen. Fragt der interessierte Laie, auch zum Beispiel der Auslandschweizer, der seinen Kindern

einen Leitfaden der heimischen Mundart in die Hand geben möchte, nach entsprechenden handlichen Publikationen, so können ihm in neuerer Zeit gute und in allgemein verständlicher Form geschriebene Bücher empfohlen werden. Zwei davon stammen von *Andreas Lötscher,* das erste, eine Arbeit über Geschichte, Dialekte und ihren Gebrauch unter dem lapidaren Titel *Schweizerdeutsch,* orientiert – auch mit Hilfe von Sprachkarten – über die Verbreitung der verschiedenen Mundarten. Es gibt eine zusammenfassende Geschichte des Schweizerdeutschen und geht dabei auch auf den Gegensatz zwischen Schriftdeutsch und Dialekt ein, der den Deutschschweizern (und nicht nur ihnen) immer wieder zu schaffen macht. Lötscher beschreibt anschaulich die sprachlichen Eigenarten des Schweizerdeutschen, seine Lautgestalt, seine Formen, Wortbildung und Satzbau. Ein besonderes Kapitel ist dem Mundartwandel und der Mundartpflege im Umbruch des 20. Jahrhunderts gewidmet *(Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1983).*

*

Schon früher hat *Andreas Lötscher* eine höchst amüsante Darstellung des Schimpfens und Fluchens im Schweizerdeutschen vorgelegt: *Lappi, Löli, blööde Siech.* Das Büchlein ist nicht einfach als Glossar gestaltet, sondern hat die Form einer nach verschiedenen Gruppen von Schimpfwörtern gegliederten Abhandlung, die zu lesen viel Vergnügen bereitet. Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit im Nachwort als «botanische Exkursion», und so wären dann die schweizerdeutschen Schimpfwörter und Flüche die Blumen, die er in seinem sprachwissenschaftlichen Herbarium sammelt *(Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1980).*

*

Der Reichtum einer lebendigen Umgangssprache zeigt sich immer wieder in den Sprichwörtern und den sprichwörtlichen Redensarten. Eine Sammlung schweizerdeutscher Sprichwörter hat *Paul F. Portmann* unter dem Titel *Di letschti Chue tuet's Törli zue* herausgegeben. Das Vorwort hat *Ricarda Liver* verfasst, eine knappe Definition dessen, was die nachfolgende Sammlung in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet. Da findet man etwa unter dem Stichwort «Fliege»: *«Mänge cha ke Flöig lyde und hed de Chopf voll Mugge.»* Selbst nachdenkliche Weisheiten sind da zu lesen: *«D Welt ist en ewige Heuet: die Eine mache Schöchli, die Andere verzeddelt sie wieder.»* Von «Ablassen» bis «Zwischen» enthält das Bändchen eine Fülle von sprichwörtlichen Redeweisen der Deutschschweizer, im ganzen eine abwechslungsreiche Lektüre, die selbst in kleinsten Portionen Spass macht *(Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1983).*

Geschichte der Schweiz und der Schweizer

Als dritter Band der «Geschichte der Schweiz – und der Schweizer» ist der Teil erschienen, der von 1848 bis in die Gegenwart führt. Das Werk ist unter der wissenschaftlichen Betreuung des «Comité pour une Nouvelle Histoire de la Suisse» entstanden, es steht unter der Redaktion von Beatrix Mesmer für die deutsche Ausgabe, und es haben daran mehrere Autoren mit-

gearbeitet. Für den dritten Band zeichnen verantwortlich *Roland Ruffieux* (Die Schweiz des Freisinns 1848–1914), *Hans Ulrich Jost* (Bedrohung und Enge 1914–1945), *Peter Gilg* und *Peter Hablützel* (Beschleunigter Wandel und neue Krisen seit 1945). Während das erste Kapitel Geschichte ist im eigentlichen Sinn, nähern wir uns in den Kapiteln zwei und drei der Gegenwart und haben es also mit Zeitgeschichte zu tun, mithin mit einem Geschehen, das für die einen noch gelebte Wirklichkeit, für die jüngeren Zeitgenossen jedoch auch schon «Geschichte» ist, und zu diesen jüngeren Zeitgenossen gehören offensichtlich die Verfasser dieser Kapitel. Das ist ablesbar an ihren Urteilen, die manchmal hart und manchmal ungerecht sind. Es stehen da Sätze, die so unkritisch-tendenziös klingen wie die Behauptungen im Film «Glut» von Thomas Koerfer, nämlich etwa dass die Schweiz die Verflechtung ihrer Wirtschaft mit dem Faschismus als «statthaft» betrachtet habe. Über das schweizerische Kulturleben der Gegenwart heisst es schlicht, dem konventionellen Betrieb flössen namhafte öffentliche Mittel zu, während alternativen Bestrebungen eine entsprechende Förderung versagt bleibe. Proben der Sprayer-Kunst Harald Naegelis sind zur Illustration dieser Textstelle im Bild wiedergegeben, wie auch auf der nächsten Seite ein paar Strassenmusikanten, die offenbar die neue Kultur vertreten. Vielleicht wird man diese neue Geschichte der Schweiz und der Schweizer nicht eben ausgewogen nennen können; anregend ist sie gewiss, und Widerspruch, den sie zweifellos auslöst, könnte zu einer Vertiefung der Auseinandersetzung immerhin Anlass geben *(Helbing & Lichtenhahn, Basel 1983).*

Die Struktur der modernen Literatur

Die gut eingeführte Reihe der Uni-Taschenbücher, kurz UTB genannt und an ihren roten Umschlagdecken erkennbar, führt in ihrem Gesamtverzeichnis eine beträchtliche Zahl literaturtheoretischer Abhandlungen. Über die wichtigsten Methoden der Literaturwissenschaft wird da ebenso informiert wie über moderne Linguistik, und dankenswert ist vor allem, dass diese Themen immer auch im Hinblick darauf behandelt werden, wie etwa der Literaturunterricht am Gymnasium aus den neuen Forschungsmethoden Nutzen ziehen könnte. Auf dieses Ziel ist auch das UTB 1127 *«Die Struktur der modernen Literatur»* von *Mario Andreotti* ausgerichtet. Der Verfasser, Lehrer für Deutsch und Geschichte an der Kantonalen Mittelschule Uri in Altdorf, will mit seinem Werk eine Einführung in die neue, ganzheitliche Textanalyse geben. Vom Subjektivismus und Irrationalismus der traditionellen Hermeneutik wendet er sich ab zu strukturalistischen Methoden, mit deren Hilfe er an Beispielen aufzeigt, wie man beschreiben kann, «was im Text wirklich verfügbar ist». Das Verdienst dieser sorgfältigen und umfassenden Arbeit liegt vor allem darin, dass sie auf «Textnähe» besteht, dass sie also zur Konzentration auf den literarischen Gegenstand anleitet und zeigt, wie das Verständnis der modernen Literatur andere als die traditionellen Wertmassstäbe voraussetzt. Von

besonderem Nutzen für den Leser ist dabei der didaktische Aufbau des Werks. An jedes Kapitel schliessen sich Kontrollfragen an, so dass man selber prüfen kann, ob man den theoretischen Gedankengang und die neuen Definitionen verstanden habe. Dem gleichen Ziel dienen die Arbeitsvorschläge, die im Anschluss an die einzelnen Kapitel Anregung für eigene Versuche in Textanalyse geben. Andreotti trägt empfehlenswerte Sekundärliteratur zusammen und lässt seine weitgespannte Arbeit ausmünden in ein paar vergleichende Strukturanalysen traditioneller und moderner Literatur *(Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1983).*

Sprüngli
AM PARADEPLATZ
Geschenkpakete
für den Versand ins
In- und Ausland.
Wir erledigen für Sie
alle Formalitäten.
Hauptbahnhof Zürich Shop-Ville Stadelhoferplatz
Shopping-Center Spreitenbach
Einkaufszentrum Glatt Airport-Shopping Kloten

In unseren Couverts
steckt auch etwas drin,
wenn sie leer sind:
Langjährige Erfahrung,
technische Entwicklung
und individuelle Beratung.
Reden Sie mit uns, dem
Couvertspezialisten.
GOESSLER COUVERTS
GOESSLER
GOESSLER COUVERTS KOMMEN AN
8045 Zürich Tel. 01 35 66 60
Depot Bern Tel. 031 42 27 44
Depot Lausanne Tel. 021 22 42 27